

Doing science - doing culture: interkulturelles Forschen als Gegenstand interkultureller Forschung

Reuter, Julia

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reuter, J. (2013). Doing science - doing culture: interkulturelles Forschen als Gegenstand interkultureller Forschung. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 12(20), 11-24. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-452914>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Doing Science – Doing Culture. Interkulturelles Forschen als Gegen- stand Interkultureller Forschung

*Doing Science – Doing Culture. How intercultural scientists
do intercultural research*

Julia Reuter

Prof. Dr., Lehrstuhl für
Erziehungs- und Kultur-
soziologie an der Uni-
versität zu Köln

Abstract (Deutsch)

Was passiert, wenn WissenschaftlerInnen die eigene Zunft selbst zum Gegenstand der Forschung machen, ganz im Sinne einer Ethnographie der eigenen Forschungskultur? Dann wird schnell deutlich, dass Wissenschaft mehr ist als die Ansammlung von wissenschaftlichen Einzelpersonlichkeiten mit der Begabung zu kognitiven Höchstleistungen. WissenschaftlerInnen sind vielmehr Mitglied in unterschiedlichen Stammeskulturen mit eigenen Ritualen, ihre Leistungen das Ergebnis von sozialen Praktiken und Kämpfen im Feld. Das ist in der sozialwissenschaftlichen Interkulturalitätsforschung nicht anders, die sich professionell mit fremden Kulturen beschäftigt. Was aber steuert den Blick der Interkulturalitätsforschung, wer beobachtet hier wen, wie und welche Konsequenzen hat dies auf das Verständnis von Kultur, kultureller Differenz und das Selbstverständnis von Interkultureller Forschung?

Schlagwörter: Wissenschaftssoziologie, Hochschulforschung, Wissenskulturen, Homo Academicus, Interkulturelle Forschung, Diversität

Abstract (English)

What happens when social scientist make their own craft the object of research, in other words an ethnography of one's own research culture? Doing so, it becomes apparent that science is more than the collection of individual scientific personalities with a talent for top cognitive performances. From an autoethnographical perspective scientists are rather members of different tribal cultures replete with their own rituals. Their achievements are the result of social practices and negotiations in the field. This is no different to social-scientific intercultural research which deals with foreign cultures. What is it however that regulates the view of intercultural research, who observes whom and how and which consequences does this have on the understanding of culture, cultural difference and the self-conception of intercultural research?

Keywords: Science Studies, University, Epistemic Cultures, Homo Academicus, Intercultural Research, Diversity

1. Doing Science: Oder Wissenschaft als soziale Praxis¹

Der Wissenschaftsfotograf Volker Steger bat auf dem Nobelpreisträgertreffen in Lindau am Bodensee vor einigen Jahren die Preisträger, eine Zeichnung oder Skizze über ihre Forschungsarbeit anzufertigen, für die ihnen der Nobelpreis verliehen wurde – und dieses Kunstwerk dann vor der Kamera zu präsentieren. Herausgekommen sind 50 Einzelportraits, die laut Steger die Schönheit intellektueller Leistungen und geistiger Arbeit zeigen sollen.²

Ungeachtet der Interpretation des Fotografen zeigen die Bilder aber nicht nur einzelne Menschen und ihre Entdeckungen, sondern repräsentieren in gewisser Weise auch das populäre Bild von Wissenschaft, also die Art und Weise, wie wir uns üblicherweise Wissenschaft und Wissenschaftler vorstellen. Wissenschaft, so scheinen uns die Fotos zu sagen, ist das Ergebnis von Werken und vom Wirken großer Einzelpersonlichkeiten. Insbesondere neues, exzellentes, innovatives, nobelpreiswürdiges Wissen bedarf ebenso genialer und origineller Entdecker. Robert Merton (1985) ging in seiner Untersuchung der Gemeinsamkeiten von NobelpreisträgerInnen sogar von einer gewissen *Ich-Stärke* wissenschaftlicher Persönlichkeiten aus (vgl. ebd.:166). Kein Wunder, dass die Nobelpreisträger quasi bis zu ihrem Lebensende eine ungeheure Anerkennung und Reputation genießen, viele Universitäten schmücken sich mit ihren Namen, im internationalen Shanghai-Hochschul-Ranking ist die Anzahl der von der Universität hervorgebrachten NobelpreisträgerInnen eine der zentralen Bemessungsgrundlagen.

Aber auch die Hochschulprofessorinnen und -professoren, die zeitlebens nicht diese höchste wissenschaftliche Auszeichnung erlangen, genießen in der Öffentlichkeit einen guten Ruf, nämlich originell, kreativ, vielleicht auch etwas eigenbrötlerisch zu sein. Kein Wunder, dass der/die HochschulprofessorIn auch in den alljährlichen Berufsprestigesimalen des Allensbacher Instituts

für Bevölkerungsumfragen als einer der meist geachteten Berufe beharrlich auf den oberen Rängen rangiert. Uwe Kamenz und Martin Wehrle fassen nicht ohne Ironie zusammen: „Prof – diese vier Buchstaben gelten gewissermaßen als Gütesiegel, als akademischer Ritterschlag, als Eintrittskarten zu den Eliten unseres Landes“ (Kamenz / Wehrle 2008:9), denn man trifft ProfessorInnen längst nicht nur in Hochschulen, sondern auch in Aufsichtsräten in Firmen, in politischen Reformkommissionen und juristischen GutachterInnenausschüssen oder in ExpertInnenrunden in Talkshows. „Prof“ – so ihr Fazit „diese vier Buchstaben heben den Träger als Vorreiter der Wissenschaft vom Normalsterblichen ab – sie erscheinen einfach origineller und kreativer“ (ebd.).

Aber sind ProfessorInnen nun wirklich die charismabehafteten, kreativen, mitunter genialen Einzelpersonlichkeiten mit der Begabung zu kognitiven Höchstleistungen? Ist Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnis, oder besser noch wissenschaftlicher Fortschritt, tatsächlich den individuellen Leistungen, der Originalität einzelner WissenschaftlerInnen geschuldet?

An der Art der Fragestellung soll deutlich werden, dass dem vermutlich nicht so ist. Seit den 1970er Jahren kritisieren WissenschaftshistorikerInnen und -philosophInnen zunehmend die Idee, dass sich wissenschaftlicher Fortschritt lediglich über die eigenen Verfahren der Erkenntnisproduktion vollzieht und Wissenschaft damit ein eigenes, scharf zur Alltagswelt abgegrenztes Universum darstellt – getreu dem Motto: Im Alltag leiten diffuse Gefühle unser Handeln an, in der Wissenschaft gelten Prinzipien des rationalen Diskurses. Stattdessen betonen sie, dass in der Wissenschaft auch informelle Mechanismen am Werk sind, die z. B. dazu führen, dass ein bestimmtes Wissen befördert, anderes behindert wird, Erkenntnisse als *Innovation* oder als *alter Hut* bewertet werden, bestimmte wissenschaftliche Leistungen und Persönlichkeiten mit Reputation versehen werden, andere nicht. Das Buch von Thomas Kuhn „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“

(1967) oder auch Robert Mertons Ausführungen zum „Matthäus-Effekt in den Wissenschaften“ (1985) haben viel zur Verdeutlichung dieser Botschaft beigetragen.

Auch in der Kultur- und Wissenssoziologie wendet man sich in den 1970er Jahren den in der eigenen Zunft lange Zeit tabuisierten Fragen zu: wie wissenschaftliches Wissen eigentlich zustande kommt, ob nicht auch soziale Faktoren im Erkenntnisprozess eine Rolle spielen, ob es nicht Unterschiede in der Art und Weise gibt, wie WissenschaftlerInnen ihre Untersuchungsgegenstände präsentierten. An der Art der Fragen merkt man schnell: Hier hält eine konstruktivistische Perspektive Einzug, die im Begriff des *Doing Science* auf den Punkt gebracht wird: Vereinfacht könnte man es so übersetzen: Wissenschaft ist eine Praxis, die zutiefst sozial verankert ist; d. h. aber auch: Wissenschaftliche Persönlichkeiten und Entdeckungen – um eine Formulierung Anina Mischaus (2003) in Anlehnung an Steffanie Englers Studie über die Konstruktion wissenschaftlicher Persönlichkeiten (2001) zu übernehmen – fallen nicht vom Himmel, sondern es sind die sozialen Praktiken im Feld der Wissenschaft, die sowohl die Leistung als auch die wissenschaftliche Persönlichkeit als soziale Tatsache erst entstehen lassen.

Insbesondere um Bruno Latour und Steve Woolgar (1979), in Deutschland um Karin Knorr Cetina (1984) werden zahlreiche empirische Fallstudien angestoßen, die diese Erkenntnis vorantreiben. In *anthropologischer Manier* suchen sie die heiligen Forschungsstätten der *harten* Natur- und LebenswissenschaftlerInnen auf, die hochtechnisierten Labore und Werkstätten, um dort – wie einst die EthnologInnen in den fernen, fremden Kolonien – die sozialen Alltagspraktiken im Feld, die Fabrikation der Erkenntnis zu beobachten: also wie Entscheidungen zustande kommen, welche Anschlusshandlungen diese selegieren, wie die Wahl für bestimmte technische Instrumente oder Präparate im Labor getroffen wird, welche Rolle dabei Kostenabwägungen oder die Attraktivität für außerwissenschaftliche Institute

spielt, welche Handhabungsfertigkeiten die Geräte im Labor verlangen, wie die ForscherInnen und ihre Teams miteinander sprechen, welche Semantiken sie etwa dabei benutzen, wie sie festlegen, was als *Problem* und was als *Problemlösung*, was als Innovation und was als *nur akzeptables* Resultat gilt (vgl. hierzu auch Hitzler / Honer 1989).

Trotz der im Detail sehr unterschiedlichen Fallstudien zur epistemischen Kultur der Biologie, Mathematik und Physik, ist ihre Botschaft doch gleich: Wissenschaft ist selbst ein sozialer Prozess und es ist ihre soziale Natur, die für die Validität wissenschaftlicher Theorien und Erkenntnisse von Bedeutung ist. Donald Campbell hat in seinem schönen Aufsatz von 1979 die Wissenschaft sogar mit einer „Stammesorganisation“ verglichen, in der es neben Clanstrukturen, Stammesregeln, Geheimsprachen und eigenen Symbolen, auch schmerzvolle Initiationsriten (die Antrittsvorlesung ist eine davon), Glaubenskämpfe mit anderen Stämmen sowie charismatische Stammesführer, Könige wie Thronfolger gibt. Was Campbell hier eher bildlich beschreibt, wird wenige Jahre später vom französische Soziologen Pierre Bourdieu in ein hartes empirisches Programm umgesetzt. In seinem Buch „Homo Academicus“ (1984) wagt sich Bourdieu an ein Tabu: Er beforscht die eigene Zunft, die Glaubenskämpfe und Stammesorganisation in seinem eigenen professionellen Umfeld, der französischen Hochschullandschaft, und präsentiert die Daten gerade nicht in anonymisierter Weise, sondern benennt namentlich die Könige und Außenseiter, in dem er z. B. die unsichtbare Machtverteilung der Lehrstuhlinhaber der philosophischen und humanwissenschaftlichen Fakultäten am Collège de France, der Sorbonne, der Faculté de Nanterre, der EPHE in ein sichtbares Diagramm überführt (vgl. Bourdieu [1984], 1988:351), eine Art Rangliste der Intellektuellen. Das Bild, das Bourdieu mit seiner Studie vom akademischen Feld entwirft, ist das eines durch und durch sozialen Feldes, in dem Netzwerkabhängigkeiten und Klientelismus herrschen, in der es einen engen Zusammenhang zwischen sozi-

aler Herkunft, Alter, Geschlecht und akademischen Erfolg gibt. Bourdieu entlarvt die ungeschriebene Rangfolge im akademischen Feld, in der diejenigen ganz oben stehen, deren personengebundenen Merkmale am besten für eine universitäre Laufbahn verwertbar sind: Das richtige Elternhaus, der richtige Wohnort, die richtige Schulbildung, die richtige Konfession, die richtige politische Gesinnung, das richtige Geschlecht, die Mitgliedschaft in den richtigen Vereinen usw. Dies ist angesichts der Tatsache, dass in der modernen Wissenschaft und ihrem Glauben an das meritokratische Prinzip ein Unding, eine Kränkung. Bourdieu (1988:1ff.) ist sich dessen bewusst, denn er beginnt das Buch mit der klugen Frage „Ein Buch, das verbrannt gehört?“.

Bourdieu zieht ein persönliches Fazit aus seiner Studie: Er kann sich nun selbst, seine Position im Feld, seine Rolle als sogenannter Intellektueller, seine Problematisierungs- und Erkenntnisweise, seine Wahrnehmungs- und Bewertungskriterien zum Objekt der Untersuchung machen, was er im Buch „Ein soziologischer Selbstversuch“, seiner letzten Vorlesung am Collège de France von 2001, auch tut. Er macht das, was ein Wissenschaftler eigentlich nicht oder allenfalls in kurzen Danksagungen / Vorwörtern kurz und knapp macht: Er erzählt von sich, seiner bescheidenen Kindheit in einem Dörfchen in Béarn, seinen qualvollen Jahren im Internat, seinen Todesängsten im Algerienkrieg zunächst als Soldat, später als Anthropologe, seiner Rückkehr nach Frankreich, seinen Freundschaften mit Kollegen. Aber er tut es nicht in biographischer Absicht, sondern um deutlich zu machen, wie sehr er mit seinen Forschungsgegenständen verstrickt ist, wie sehr ihn die eigenen Erfahrungen bei der Herangehensweise an ein Problem geprägt haben, wie befangen, ja wie parteilich er u. U. er bei der Thematisierung ist: Als Kind eines Postbeamten aus der französischen Provinz, das im Internat von den Mitschülern aus gutem Hause aufgrund seines Dialekts, seines eher proletarischen Habitus, gehänselt wird, als junger Mann, der wegen Disziplinmängel in der französischen Armee

in die algerische Kabylei strafversetzt wird und hier den radikalen Wandel der algerischen Gesellschaft miterlebt, und der später zurück in Frankreich an der Elitehochschule landet und sich das soziologische Metier quasi autodidaktisch aneignet; dies alles ebnet den Weg für seine kritisch-realistische Grundhaltung, man könnte auch sagen für seine Art, wie ein störender Fremder die eigene Gesellschaft zu befragen: Was ist Bildung? Was ist Arbeit? Was ist Wissenschaft?

Viele Studien sind seitdem im Gefolge von Bourdieus Arbeiten erschienen, nicht wenige zu den sozialen Kämpfen um die Reproduktion der herrschenden Machtverhältnisse im wissenschaftlichen Feld. Erinnert sei neben der bereits genannten Studie von Steffanie Engler (2001), z. B. an die von Beate Kraus (2000) herausgegebenen Studien oder die Arbeit von Sandra Beaufays (2003). Ihr Verdienst war es zu zeigen, dass Wissenschaft ein Kampffeld ist, in dem *soziale in professorale* Bewertungsschemata überführt werden. Es ist aber auch ein Feld, in dem das *Doing Science* mit einem *Doing Gender* verwoben ist, oder anders formuliert: Das Wissenschaftlerbild ist mit Bildern von Männlichkeit verknüpft: Es ist eine besondere Art der Selbstperformance, eine Darstellung von wissenschaftlicher Persönlichkeit als schöpferischer Erfinder, Produzent, Entwickler, Experte, das man überall findet. Nicht nur in Berichten über Nobelpreisträger in Zeitschriften, sondern auch auf Buchcovern wissenschaftlicher, sogar soziologischer Lehrbücher. Überall blickt uns der männliche Experte entgegen, der sich mit Haut und Haar der Wissenschaft verschrieben hat und sich, wie Steffanie Engler bemerkt, im Fall der Soziologie als Gegenwartsexperte, als Zeitdiagnostiker präsentiert.³ Was man auf den Bildern nicht sieht, sind die vielen MitarbeiterInnen und Hilfskräfte der Professoren, die Geld- und Auftraggeber ihrer Studien, man liest nichts von den misslungenen Versuchen oder Berechnungen, den eigenen Unsicherheiten und Ängsten, vor allem aber sieht man nicht die Familien, die PartnerInnen der Professoren, die nicht selten eine zentrale Ressource wissen-

schaftlicher Karrieren waren und sind. Auch Bilder weiblicher Expertinnen fehlen, gleichwohl es sie gibt – zumindest stellt Steffanie Engler zurecht die Frage, warum eigentlich Marie Jahoda oder Renate Mayntz nicht in den Kanon der soziologischen Lehrbücher aufgenommen worden sind (vgl. Engler 2000, Honegger / Wobbe 1998). Die Botschaft der Inszenierung von Wissenschaft ist: Wer Wissenschaft angemessen verkörpern will, der benötigt einen richtigen, angemessenen Habitus, der bei der Wahl von Forschungsthemen anfängt und bei der angemessenen Performance von Professionalität endet (vgl. hierzu auch Reuter / Lengersdorf 2013).

Aufschlussreiche Hinweise zur angemessenen Verkörperung von Wissenschaft lieferten mir auch die ausführlichen Erfahrungsberichte von Professoren, die ich gemeinsam mit zwei KollegInnen an deutschen und schweizerischen Hochschulen in ausführlichen erwerbsbiographischen Interviews zu ihrem Leben und ihrer Arbeit als Wissenschaftler, und der Balance zwischen beiden Sphären, befragt habe (vgl. Reuter / Vedder / Liebig 2008). Dabei wurde u. a. deutlich, dass Wissenschaft idealerweise nicht nur als Beruf, sondern als Lebensform praktiziert wird, was im konkreten Fall bedeutet, dass man den Beruf nicht als Arbeit, sondern als *Hobby*, als *Privileg*, als *Herzensangelegenheit* betrachtet. Nicht selten sind privates und professionelles Netzwerk der Wissenschaftler engmaschig verknüpft oder Freizeitaktivitäten werden von den Befragten berufscompatibel gestaltet: Der Geschichtsprofessor veranstaltet auf Kindergeburtstagen Ausgrabungen und fährt in den Ferien ins Archiv, der Ethnologieprofessor betreibt im Familienurlaub nach Südostasien regelmäßig Feldforschung, der Waldspaziergang oder der Restaurantbesuch dient dem anderen dazu, gemeinsam mit Freunden Grundsteine für zukünftige Forschungs Kooperationen zu legen. Gleichzeitig wurde uns aber auch deutlich, dass Wissenschaftler zu sein bedeutet, über private Angelegenheiten bei der Arbeit zu schweigen – Familie und ihre Bedürfnisse sind einfach kein Thema,

oftmals ist nicht einmal bekannt, dass ein Kollege überhaupt Nachwuchs hat, geschweige denn dass Kinder ihre Väter am Arbeitsort besucht hätten. Es ist eine unausgesprochene Regel, dass *Kind und Kegel* in der symbolischen Ökonomie der wissenschaftlichen Diskursgemeinschaft keinen Wert besitzen (vgl. hierzu auch Reuter / Liebig 2009). Wenn überhaupt, dann wird über die Vaterrolle eher ironisch gesprochen bzw. mit ihr vor den Studierenden kokettiert. Grundsätzlich aber gilt unter KollegInnen die Dethematisierung privater Vergnügen wie Verpflichtungen, auch wenn für viele die z. T. entgrenzten Fakultäts-, Kommissions- und Institutssitzungszeiten am Abend private Konflikte zu Hause bedeuteten, wie ein Professor der Rechtswissenschaften und Vater von drei (Klein-)Kindern berichtete:

„Es ergab sich vor kurzem die Situation, dass ich ein Kolloquium zu einer ungünstigen Zeit angeboten habe. Da habe ich mich umgehört, welcher Zeitpunkt besser wäre, weil das Programm in dem Semester sehr vollgepackt war. Es hieß dann: Machen wir es doch von 18 bis 20 Uhr, dann sind alle anderen Vorlesungen vorbei und dann ist es günstig. Das war für mich aber nicht drin, weil zu der Zeit die Kinder ins Bett müssen und ich das meiner Frau nicht alleine zumuten will.“
(Reuter / Vedder / Liebig 2008:110)

Was zeigen die Beispiele der Professoren? Einerseits sicherlich, dass sich Professoren ebenso wie Professorinnen mit dem Problem konfrontiert sehen, dass die Vereinbarkeit von Arbeits- und Privatleben im akademischen Feld auch heute noch schwierig zu meistern ist; nicht unbedingt, weil es keine flexiblen Arbeitszeiten, institutionelle Kinderbetreuungsangebote oder familienfreundliche Vorgesetzte und Kollegen gibt; dies alles gibt es an Universitäten! Das Problem liegt mit Bourdieu gesprochen vielmehr darin, dass wer ernsthaft im akademischen Feld mitspielen will, die Idee der wissenschaftlichen Persönlichkeit *mit Haut und Haar* verkörpern muss, auch wenn dies unter Umständen bedeutet, am Wochenende im Labor und im Urlaub im Archiv zu sitzen. Wissenschaftliche Leistung oder besser die Anerkennung wissenschaftlicher

Leistung stellt sich nicht automatisch mit bestimmten Abschlüssen, Noten oder Forschungsergebnissen ein. Leistung muss eben auch zur Darstellung gebracht werden. Es bedarf, wie es die Soziologin Michaela Pfadenhauer (2003) bezeichnet, einer bestimmten Kompetenz zur Kompetenzdarstellung. Und dazu kann eben auch gehören, dass private Verpflichtungen hinten angestellt werden, um dem Gegenüber das Gefühl zu geben, jederzeit im Dienste der Wissenschaft verfügbar zu sein.

Nimmt man solche Überlegungen ernst, müssten die Empfehlungen an den wissenschaftlichen Nachwuchs nicht nur lauten: *Studiere oder promoviere an Elitenhochschulen, lies dieses oder jenes Buch, publiziere in hochgerankten Forschungsjournalen*, sondern im drastischen Fall auch: *Sprich nicht über Deine Urlaube mit der Familie oder über die pflegebedürftige Schwiegermutter, dafür aber umso offener über Deine Forschungsaktivitäten und -reisen, hänge keine Bilder Deiner Kinder ins Büro, sondern die Portraits großer Wissenschaftler, bleib abends lange an der Uni oder schreib auch am Wochenende Emails an den Vorgesetzten, geh auf die Veranstaltungen rund um die eigentlichen Arbeitstermine und such Dir Deine Freunde in der eigenen scientific community!* Dieses Wissen um Karrierepolitiken ist nirgends expliziert und wird es vermutlich in absehbarer Zeit auch nicht, denn es ist wie Jo Reichertz (2003:355) bemerkt: „Bei vielen lebt der Glaube, der Beruf des Wissenschaftlers sei ein Beruf ohne Karrierepolitiken“ und dieser wird durch das professionseigene Thematisierungs- und Aussprechtaby gestützt. Wenn überhaupt, dann werden solche impliziten Spielregeln im Laufe der Arbeit ganz im Sinne eines *learning by doing* erworben.⁴ Im Kontext der Nachwuchsförderung wird diesem Umstand zumindest vereinzelt in Karriere- und MentorInnenprogrammen Rechnung getragen, die an der Idee ansetzen, dass gerade auch informelle Netzwerke und das Erfahrungswissen von bereits etablierten MentorInnen für eine erfolgreiche Karriere genauso wichtig sind wie gute Noten.⁵

Gerade Frauen neigen Bourdieu zufolge dazu, die Rolle der informellen Netzwerke, die sozialen Ränke- und Konkurrenzspielen nicht genügend ernst zu nehmen, weil sie glauben, diese hätten nichts mit Wissenschaft zu tun. Seiner Ansicht nach verkennen sie damit, dass es eben nicht ausreicht, tüchtig zu arbeiten und sich auf fachliche Inhalte zu konzentrieren, sondern dass man sich im akademischen Feld vor allem auch in Relation zu den KollegInnen definieren muss. Für Bourdieu bedeutet „Die männliche Herrschaft“ (2005) also nicht nur die Dominanz der Männer, sondern meint auch eine *freiwillige Unterwerfung der sozialisierten Frauen*; sie sind Komplizinnen der männlichen Herrschaft und geben als *tüchtige Kollegin* lediglich eine idealisierte Version der Unterdrückten ab.

2. Interkulturelles For-schen als Gegenstand Inter-kultureller Forschung

Das Feld der Wissenschaft ist kein geschlossenes *autopoietisches System*, in dem lediglich *wahre Sätze* produziert werden. *Wissenschaft betreiben* ist ein Beruf, der mit typischen Tätigkeiten verbunden ist – dem Lehren, Forschen, Prüfen, Publizieren, Verwalten, in dem wie in jedem anderen Beruf auch bestimmte Karrierepolitiken eine Rolle spielen. Möglicherweise gibt es kaum andere Berufe, in denen Karrieren so vielen berufsständischen Kontrollen unterworfen sind, mit einem beruflichen Alltag, in dem Erkenntnisse, Denkmodelle und Paradigmen interaktiv gebastelt werden (Reichertz 2003:358, Hitzler / Honer 1989:30f.).

Dass dieser Berufsalltag von Fachkultur zu Fachkultur variieren kann, dass also *Doing Science* auch *Doing Culture* ist, liegt auf der Hand. Der berufliche Alltag von MathematikerInnen ist anders als der von LiteraturwissenschaftlerInnen, der Alltag von MeteorologInnen anders als von SoziologInnen, der von BotanikerInnen anders als der von BetriebswirtschaftlerInnen (vgl. hierzu v. a. Heintz / Merz / Schumacher 2004). Für die Kultur- und SozialwissenschaftlerIn-

nen erscheint das, was sich in den Laboren und Werkstätten der NaturwissenschaftlerInnen abspielt, häufig fremd.⁶ So verwundert es auch nicht, dass eben diese in der Vergangenheit besonders häufig zum Gegenstand ethnographischer Labor-Studien, zumindest in den Sozial- und Kulturwissenschaften, gemacht wurden.

Doch die offensichtliche Kuriosität oder Fremdheit sollte kein Kriterium bei der Auswahl der Forschungsgegenstände sein. Möglicherweise ist es ja gerade die vermeintliche Vertrautheit und Natürlichkeit der Dinge, die uns zu einer ethnographischen Befremdung der eigenen Forschungskultur anregen sollte. Neben Bourdieu und Waquants Programm einer Reflexiven Anthropologie (Bourdieu / Waquant 2003), finden sich fruchtbare Ansätze hierzu in den Arbeiten von Stefan Hirschauer und Klaus Amann (1999), von Elisabeth Beck-Gernsheim (2004), vor allem aber auch in den Arbeiten der neueren Postkolonialismusdebatte (vgl. hierzu exempl. Reuter / Villa 2009).

Was leistet eine solche *Nabelschau*? Welches Potential liegt in einer Befremdung der Interkulturellen Forschung für Interkulturelle ForscherInnen? Sicherlich zunächst einmal eine kritische Reflexion des eigenen Standpunkts: Was mache ich hier eigentlich, warum mache ich es so und nicht anders? Solche Selbstbefragungen klingen erst einmal simpel, vielleicht sogar überflüssig, denn Reflexion gehört doch seit jeher zum Lippenbekenntnis insbesondere von Interkulturell forschenden SoziologInnen, die Reflexivität und Sensibilität zu ihren Kernkompetenzen zählen. Doch systematisch umgesetzt wird die Reflexion des eigenen Standpunkts deshalb noch lange nicht. Das sieht auch Elisabeth Beck-Gernsheim so, die sich in ihrem Buch „Wir und die Anderen“ (2007) mit der Interkulturellen Forschung in Deutschland kritisch auseinandersetzt. Sie wendet ein, dass diese doch über lange Zeit hinweg eine sehr selektive, wenn nicht sogar diskriminierende Angelegenheit war, die die Produktion von Mythen, Klischees und Stereotypen über MigrantInnen, etwa die von der

unterdrückten Kopftuchfrau oder den patriarchalischen Aussiedlern hierzulande ordentlich angeheizt hat. Dabei sieht sie interkulturelle Missverständnisse in Fragestellung und Forschungsdesign nicht nur in Einzel(fall)studien, sondern durchaus auch in den Massendaten renommierter Forschungseinrichtungen. So weist sie z. B. daraufhin (Beck-Gernsheim 2007:117ff.), dass in der 13. Shell Jugendstudie die Sortierung zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen anhand der Staatsbürgerschaft im Fragebogen vorgenommen wurde, wobei viele der teilnehmenden Jugendlichen darauf mit Irritation und Ärger reagiert hätten. Im qualitativen Teil der Studie liest man z. B., dass sich viele der Jugendlichen trotz ihres ausländischen Passes als Deutsche fühlen würden, während andere Gruppen, etwa jugendliche Aussiedler mit deutschem Pass erzählen, dass sie nach wie vor als Fremde behandelt würden und daher bei ihnen kein Heimatgefühl in Deutschland aufkomme. Die in methodischer Hinsicht praktische Unterscheidung zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen funktioniert also in der Praxis nicht. Auch die vorschnelle Gleichsetzung einer hohen Wertschätzung von Religion seitens der jungen MigrantInnen mit *Herkunftsbezogenheit* und *Traditionsorientierung* sei problematisch. Gerade die Religion habe in den Nachkommengenerationen der GastarbeiterInnen in Deutschland einen Bedeutungswandel erfahren. Das was sie z. B. junge MuslimInnen als Religion leben, ist wenig traditionsorientiert als vielmehr eine komplizierte Reinterpretation des Islam unter den Lebensbedingungen in der deutschen Mehrheitsgesellschaft (vgl. für einen Überblick auch Reuter / Gamper 2007).⁷

Interessant erscheint mir auch der Kritikpunkt von Beck-Gernsheim, dass Interkulturelles Forschen in Deutschland lange Zeit eine Sache der sogenannten *Einheimischen* war. Was in den USA und in Großbritannien schon weit länger der Fall ist, setzt in Deutschland erst ganz allmählich ein: In der jüngeren Generation der SozialforscherInnen finden sich inzwischen auch ein paar ForscherInnen *anderer* Herkunft, mit

Migrationshintergrund in der eigenen Lebens- und Familiengeschichte (Beck-Gernsheim 2007:15). Besonders deutlich wurde mir diese Diversifizierung des Personals der Interkulturellen Forschung, als Mark Terkessidis und Yasemin Karakasoglu 2006 eine bundesweite Petition ins Leben riefen, die Kritik an der Migrationsforschung übt: 60 MigrationsforscherInnen unterschrieben die in der Wochenzeitung DIE ZEIT erschienene Petition gegen eine einseitige, unwissenschaftliche öffentliche Berichterstattung über den Islam und Muslime in Deutschland. Zumindest die Namen der Unterzeichnenden lassen darauf schließen, dass die Gruppe der WissenschaftlerInnen, die sich mit dem Thema Migration und Minderheiten in Deutschland befassen, demographisch immer bunter und gemischerter wird. Gewiss stellt Internationalisierung keinen Selbstzweck dar, aber für einen Forschungsbereich wie den der Interkulturellen Forschung ist es doch gewissermaßen auch ein Qualitätsausweis, wenn er die in neueren Studien oftmals reklamierte Überwindung eines methodologischen Nationalismus auch auf sein eigenes Personal anwenden würde. WissenschaftlerInnen mit Migrationshintergrund bergen zumindest ad personam die Chance, einer regional oder national begrenzten Ausrichtung von Themen und Fragestellungen entgegenzuwirken.

Belastbare Zahlen zur Internationalität des Personals Interkultureller Forschung in Deutschland gibt es nicht; aber wer sich die aktuellen Berechnungen, etwa zu Internationalität der Soziologie-Professorenschaft von Steffen Mau und Denis Huschka (2010) anschaut, der ahnt, dass es vermutlich darum nicht wirklich gut steht bzw. bis dahin noch ein weiter Weg ist und die Exzellenzinitiative hier zurecht auch auf sogenannte Mobilitätsprogramme für WissenschaftlerInnen setzt: Nur 4 Prozent der Soziologie-ProfessorInnen in Deutschland stammen aus dem Ausland, etwa die Hälfte davon aus dem deutschsprachigen Ausland. Etwas besser sieht es aus, wenn man wie Andrea Löther (2012) die Gesamtheit des wissenschaftlichen Personals, also auch den akademischen Mittelbau, über

alle Fächer hinweg in die Stichprobe miteinbezieht. Dann liegt der Anteil der WissenschaftlerInnen mit Migrationshintergrund immerhin bei 12,8 Prozent, wobei es angesichts der Zusammensetzung dieser Gruppe so scheint, als wären nicht die Nachkommen der sogenannten Gastarbeitergeneration darunter zu finden, sondern ohnehin die sogenannten akademisch hochqualifizierten Mobilen: WissenschaftlerInnen, die in Disziplinen aktiv sind, die mit der Kultur, den Sprachen des Herkunftslandes zu tun haben, z. B. Afrikanistik, Turkologie, Japanologie, Sinologie, Byzantinistik, Romanistik usw. Genau die sind aber sicherlich nicht gemeint, wenn einige PolitikerInnen neben einer Frauenquote neuerdings auch eine MigrantInnenquote in der Wissenschaft fordern. Dabei ist der Nachwuchs schon da: Fast ein Viertel der Studierenden und fast ein Drittel aller Promovierenden an hiesigen Hochschulen sind nicht in Deutschland geboren oder stammen aus zugewanderten Familien, haben also einen sogenannten Migrationshintergrund (König / Rokitte 2012:7).

Die fehlende kulturelle Diversität der Professorenschaft muss hierzulande an sich kein Problem darstellen; sie ist es, wenn sie nicht Folge von faktisch unterschiedlicher Eignung, Begabung und Leistung ist, sondern Folge von homosozialen Mechanismen der Personalrekrutierung und informellen Karrierenetzwerken ist. Problematisch erscheint mir auch, wenn das Personal der Interkulturellen Forschung zwar die Anerkennung kultureller Differenz lehrt, aber selbst im beruflichen Alltag keine kulturelle Differenz aushalten muss, da die KollegInnen selbst Teil einer unvermischten, einheimischen Parallelgesellschaft sind und damit sich gewisse *Betriebsblindheiten* einschleichen. Was sind das für Betriebsblindheiten? Meistens implizite Normalitätsannahmen, die leider immer noch in vielen Studien zu finden sind: Man versteht unter Migration, Flucht und Vertreibung eine zumeist krisenhafte Abweichung von Normalbiographien und übersieht, dass auch Sesshaftigkeit vielerorts keine selbstverständliche Lebensweise darstellt, schon gar keine

krisenresistente, man unterstellt AusländerInnen eine ethnische Identität, aber übersieht, dass auch Deutsche ethnisch konstituiert sind, man betrachtet das Schwarzsein als Hautfarbe, aber übersieht, dass auch das Weißsein ein Effekt rassistischer Konstruktionen ist (Reuter / Villa 2009:13). Implizite Normalitätsannahmen drücken sich auch darin aus, dass man Personen mit nicht-deutsch identifizierten Namen penetrant nach ihrer *eigentlichen* Herkunft befragt, ohne darüber nachzudenken, dass nicht alle die *Müller* oder *Schneider* heißen, automatisch hier geboren und aufgewachsen sind, im Übrigen auch nicht die, die eine *deutsche Staatsbürgerschaft* besitzen. Der Publizist und Migrationsforscher Mark Terkessidis, in Deutschland geboren und aufgewachsen, schrieb einmal in der TAZ genervt von der permanenten Frage nach seiner *eigentlichen* Herkunft:

„Griechisch beherrsche ich nicht. Daher bin ich ein waschechter Deutscher, jedenfalls beinahe... Auf dieses ‚beinahe‘ machen mich meine ‚deutschen Mitbürger‘ beharrlich aufmerksam... Das fing schon in der Schule an. Obwohl jedem Lehrer klar war, dass ich keine besonders intensive Beziehung zu meinem ‚Heimatland‘ unterhielt, schienen sie mich dennoch für eine Art Fachmann für Griechenlandfragen zu halten.“ (Darowska / Machold, 2011:21)

Viele der früheren und noch einige der heutigen Studien setzen die Erfahrung der Mehrheitsgesellschaft, z. B. die Tatsache, in einem Land geboren, aufgewachsen zu sein und darin zu leben und zu sterben, eine Sprache zu sprechen, eine Heimat zu haben, als Normalitätsfolie voraus; so dass davon abweichende Personen automatisch als *fremd*, erklärungsbedürftig, als problematische Ausnahmen erscheinen. Innerhalb der deutschsprachigen Soziologie ist dies sicherlich auch auf das sedimentierte Selbstverständnis deutschsprachiger Länder, vor allem Deutschlands selbst, als kulturell homogene nicht-Einwanderungsgesellschaften zurückzuführen (Reuter / Villa 2009:15). So gesehen und alltagsweltlich formuliert, wäre es vielleicht auch mal spannend wenn sich Interkulturelle ForscherInnen fragen

würden: Wie gelingt es der deutschen Mehrheitsbevölkerung eigentlich mit ihrer sesshaften Lebensweise zurecht zu kommen bzw. nicht krisenanfällig zu werden, wie kann man, ohne Kreuz um den Hals und Tuch auf dem Kopf und ohne fünfmal täglich zu beten, religiös sein? Letzteres ist nicht als Scherz gemeint, sondern es ist eine durchaus spannende Frage. Denn obwohl die Menschen hierzulande immer seltener beten, in die Sonntagsmesse gehen und die 12 Apostel namentlich benennen können, scheint doch die Sehnsucht und auch die konkrete Suche nach religiösen wie spirituelle Erfahrungen ungebrochen (Knoblauch 2009). Engelsglauben, New Age, FengShui, Klosterurlaub und Pilgern – das alles boomt mehr denn je und man muss sich schon fragen, ob religiöse Menschen nur *brave Kirchgänger* sein können, wie es die Religionssoziologie lange Zeit angenommen hat. Oder ob auch derjenige ein religiöser Mensch ist, der auf dem Jakobsweg pilgert, aber kein Wissen um Jakobus besitzt, der an rituellen Fußwäsungen und Pilgermessen teilnimmt, aber aus der Kirche ausgetreten ist, der tagsüber den Körper auf kilometerlangen Fußmärschen schindet, aber abends mit den Pilgern in den Herbergen singt und trinkt. Oder um ein anderes Beispiel heranzuführen: Was ist mit solchen Musliminnen, die nicht in die Moschee gehen, weil diese in ihren Augen traditionelle Männervereine sind und sich daher lieber in privaten Frauengesprächskreisen treffen, die den Koran nicht als *unantastbare* im Sinne von *unhinterfragten* Schrift sehen, sondern ihn mit wissenschaftlichen Methoden analysieren, das Kopftuch nicht aus religiösem Pflichtgefühl tragen, sondern weil sie sich dadurch Respekt verschaffen wollen, die keinen Migrationshintergrund haben, sondern aus Deutschland stammen und erst spät zum Islam konvertiert sind. Sind das *echte* Musliminnen? Zumindest widersprechen sie so herrlich dem Bild der rückständigen unterdrückten Kopftuchfrau.⁸

Man sollte meinen, dass die soziologische Migrationsforschung diesen Transformationen von Religion und Identität Rechnung trägt, aber weit ge-

fehlt. Es ist zumindest bemerkenswert, dass Forschungen zum Pilgerwesen meist nicht aus einer interkulturellen Religionssoziologie, sondern aus der Event- und Tourismusforschung stammen und Forschungen zum islamischen Feminismus weit weniger von Islam- und MigrationsforscherInnen als von GeschlechterforscherInnen und BewegungsforscherInnen angestoßen werden. Möglicherweise fehlt es an Mut, sich abseits der eigenen Forschungsfelder und / oder abseits des jeweiligen Mainstreams umzutun.

3. Für eine selbstreflexive Interkulturelle Forschung

Grundsätzlich ist das Programm einer selbstreflexiven Interkulturellen Forschung sicherlich erst am Anfang, aber es finden sich in der Literatur interessante Anregungen:

Z. B. die weitere Verfeinerung und Ausdifferenzierung des hochspezialisierten methodischen Instrumentariums sowohl amtlicher Statistiken wie auch das einzelner Studien. Dem Umstand, dass eine simple Unterscheidung zwischen In- und Ausländern entlang der Staatsangehörigkeit den realen Lebensverhältnissen nicht mehr entspricht, wird mittlerweile in vielen Forschungsdesigns Rechnung getragen. Egal ob Shell-Jugendstudie, PISA-Studie oder Forschungsberichte des Bundesministeriums. Empirische Feindifferenzierungen finden sich mittlerweile in den meisten der amtlichen Statistiken, die neben der Staatsangehörigkeit auch Merkmale wie Geburtsort, Geburtsort der Eltern, Zeitpunkt der Einwanderung, Umgangssprache usw. erheben. Aber auch jenseits der Massendaten, in den eher qualitativen Einzelstudien gibt es fruchtbare Methodenreflexionen, z. B. in der Biographieforschung, die sich durchaus bewusst wird, dass die Herkunftsfrage alles andere als harmlos oder selbsterklärend ist (vgl. hierzu exempl. Lutz 2009, Mecheril 2003). Oder auch im Rahmen der qualitativen Netzwerkforschung, die innovative Wege beschreitet, um bspw. das Sozialkapital von MigrantInnen zu erfassen,

um Integration nicht nur anhand von tatsächlich erworbenen Bildungstiteln oder dem Grad der individuellen Assimilation festzumachen.

Neben der Methodenreflexion finden parallel dazu theoretische Reflexionen statt die vorwiegend durch den Einfluss internationaler Theorien im Umfeld von Cultural und Postcolonial Studies, aber auch Transnationalismustheorien vorangetrieben werden, die einen dekonstruierenden Blick auf die Grundannahmen des Sozialen werfen, also auf grundlegende Begriffe und Konzepte Interkultureller Forschung, wie Identität, Heimat, Ethnizität, Fremdheit, Kultur, Integration und Gesellschaft (vgl. hierzu auch Reuter / Villa 2009).

Und: Sie stellen durchaus auch unbequeme Fragen nach der Institutionalisierung und der Politik interkulturellen Forschens und Wissens, z. B. Fragen wie: Warum gibt es so viele Interkulturelle Studien, die *das Elend der Welt*, also die gescheiterten Randexistenzen, die AußenseiterInnen und AbweichlerInnen, die VerliererInnen in den Fokus rücken, und nicht die gut Integrierten, die Etablierten, vielleicht auch die AufsteigerInnen und GewinnerInnen? Warum befassen sich in Deutschland häufig Institutionen wie Sozialstationen, Pflegedienste oder auch Verwaltungen und die Polizei mit dem Thema interkulturelle Öffnung und Kompetenz, aber vergleichsweise wenige Wirtschaftsorganisationen (vgl. Terkessidis 2010:135)? Warum gibt es vergleichsweise wenig ProfessorInnen mit Migrationshintergrund an deutschen Universitäten und wie verteilen sie sich über die Fächer hinweg? Warum finden sich unter den aktuell 37 geförderten Clustern der Deutschen Forschungsgemeinschaft nur drei mit dezidiert Interkultureller Fragestellung?⁹

Die Fragen sollen verdeutlichen: Eine selbstreflexive Interkulturelle Forschung ist mehr als die kritische Erforschung kultureller Vielfalt von und zwischen Personen(-gruppen) und ihrer Lebenspraxis. Sie bedeutet immer auch eine Reflexion der Bedingungen der eigenen wissenschaftlichen Erkenntnis, inklusive der akademischen wie personellen In-

stitutionalisierung der Interkulturellen Forschung. Inwiefern dies nicht nur ein *Lippenbekenntnis* bleibt, sondern auch in ein empirisches Programm zu o. g. Fragen überführt wird, bleibt abzuwarten.

4. Literatur

Beaufays, S. (2003): *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: Transcript.

Beck-Gernsheim, E. (2007): *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. ([1984] 1988): *Homo Academicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (2001): *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. / Waquant, L. (2003): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Campbell, D. ([1979] 1985): Häuptlinge und Rituale. Das Sozialsystem der Wissenschaft als Stammesystem. In: Bonß, W. / Hartmann, H. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Soziale Welt, Sonderband 3*. Göttingen: Schwarz, S. 257-274.

Engler, S. (2001): „In Einsamkeit und Freiheit.“ *Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*. Konstanz: UVK.

Engler, S. (2000): Zum Selbstverständnis von Professoren und der Illusion des wissenschaftlichen Feldes. In: Kraiss, B. (Hrsg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 121-151.

Gamper, M. (2011): *Islamischer Feminismus in Deutschland? Religiosität, Identität und Gender in muslimischen Frauenvereinen*. Bielefeld: Transcript.

Heintz, B. / Merz, M. / Schumacher, C. (2004): *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*. Bielefeld: Transcript.

Hitzler, R. / Honer, A. (1989): Vom Alltag der Forschung: Bemerkungen zu Knorr Cetinas wissenschaftssoziologischem Ansatz. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* (14)4, S. 26-33.

Hirschauer, S. / Amann, K. (1999): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Honegger, C. / Wobbe, T. (1998): *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*. München: C.H. Beck.

Kamenz, U. / Wehrle, M. (2008): *Professor Untat. Was faul ist hinter den Hochschulkulissen*. Berlin: Ullstein.

Knoblauch, H. (2009): *Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.

Knorr Cetina, K. (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

König, K. / Rokitte, R. (2012): Migration – eine Ungleichheitsperspektive in der Wissenschaft? *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung* (1), S. 7-19.

Kraiss, B. (2000): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt a. M.: Campus.

Kuhn, T. (1967): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Machold, L. / Machold, C. (2011): Hochschule als transkultureller Raum unter Bedingungen von Internationalisierung und Migration – eine Annäherung. In: Lucyna, D. / Lüttenberg, T. / Machold, C. (Hrsg.): *Hochschule als transkultureller Raum? Kultur, Bildung und Differenz an der Universität*. Bielefeld: Transcript, S. 13-37.

Löther, A. (2012): Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Migrationshintergrund. *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung* (1), 36-54.

Lutz, H. (2009): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien. In: Reuter, J. / Villa, P.-I. (Hrsg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Ansätze, politische Intervention*. Bielefeld: Transcript, S. 115-136.

Mau, S. / Huschka, D. (2010): *Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland*. Berlin: WZB; WZB-Discussion Paper. URL: <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2010/i10-204.pdf> [Zugriff am 12.11.2012].

Mecheril, P. (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.

Merton, R. K. ([1985] 2010): Der Matthäuseffekt in den Wissenschaften. In: Neckel, S. (Hrsg.): *Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 448-477.

Mischau, A. (2003): *Wissenschaftliche Persönlichkeiten fallen nicht vom Himmel. Rezension zur Studie von Steffanie Engler „In Einsamkeit und Freiheit. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur“ (2001)*. URL: <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/184/192> [Zugriff am 6.11.2012].

Pfadenhauer, M. (2003): *Professionalität: Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz*. Opladen: Leske + Budrich.

Reichert, J. (2003): Erfolgreich Sozialwissenschaft betreiben. Überlegungen zur Karrierepolitik einer kritischen Berufsgruppe. In: Hitzler, R. / Pfadenhauer, M. (Hrsg.): *Karrierepolitik. Beiträge zur Rekonstruktion erfolgsorientierten Handelns*. Opladen: Leske + Budrich, S. 355-370.

Reuter, J. / Gamper, M. (2007): „Der Islam?“ Probleme und Perspektiven aktueller Islamforschung in Deutschland. *Soziologische Revue* (1), S. 37-49.

Reuter, J. / Vedder, G. / Liebig, B. (2008): *Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern*. Frankfurt a. M.: Campus.

Reuter, J. / Liebig, B. (2009): Arbeitsplatz Hochschule. Männer zwischen Lehrstuhl und Familie. *Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik* (18)3, S. 230-241.

Reuter, J. / Villa, P.-I. (2009): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: Transcript.

Reuter, J. / Lengersdorf, D. (2013): Zur Verkörperung von Leistung als Verkörper-

ung von geschlechtlicher (Un-) Gleichheit in der Wissensarbeit. In: Endreß, M. / Berli, O. (Hrsg.): *Wissen und soziale Ungleichheit*. Weinheim: Juventa.

Terkessidis, M. (2010): *Interkultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Woolgar, S. / Latour, B. (1979): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Los Angeles / London / New Delhi / Singapore / Washington DC.: Sage.

Endnoten

1. Der Beitrag ist eine überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung, die ich am 31.10.2012 an der Universität zu Köln gehalten habe und die zugleich Auftaktveranstaltung der Vortragsreihe des Forschungskolloquiums für Interkulturelle Studien zum Thema „Wissenschaft mit Migrationshintergrund. Positionen und Perspektiven der Interkulturellen Forschung“ war (vgl. hierzu auch: https://www.hf.uni-koeln.de/data/hf/.../Faltblatt_FiSt-Kolloquium.pdf).

2. Für weitere Informationen: <http://www.stegerphoto.com/>; insbesondere: The Nobel Drawings.

3. Steffanie Engler verweist auf das Beispiel soziologischer Lehrbücher; exemplarisch nennt sie die von Armin Pongs (1999, 2000) herausgegebenen Bände „In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?“ und das von Dirk Käsler (1999) herausgegebene Lehrbuch „Klassiker der Soziologie“, die bereits von Titelbild und Klappentext den Eindruck erwecken, dass Wissenschaft (hier die Soziologie) von solchen Männern gemacht wird, die sich gerne als Gesellschaftsexperten inszenieren. Soziologie erscheint dann als Wissenschaft von Werken und Wirken großer Soziologen, in deren Gedächtnis zudem Frauen häufig ausgeblendet werden. In den mittlerweile erschienenen Neuauflagen hat sich dies nicht wesentlich geändert.

4. Wobei, wie Reichert bemerkt, der Lernprozess mitunter äußerst komplex und subtil ist. Er vergleicht die Ausbildung wissenschaftlicher Persönlichkeiten mit einer Aufforderung zum Gruppentanz: „Während des Tanzens erfährt der Novize am eigenen Körper, ob er richtig dabei ist, ob er die unterschiedlichen Figuren schon beherrscht, ob er ein Gefühl für den Rhythmus hat, oder ob er schon in der Lage ist, eigene Impulse zu geben“ (Reichert 2003:363).

5. Ganz ähnliche Tipps finden sich übrigens in dem satirischen Handbuch für

Professoren und solche, die es werden wollen, des emeritierten Mathematik-Professors Wulf Rehder aus dem Jahre 1985.

6. Vielleicht weil ihre Arbeitsstätten aufregender aussehen als die eigenen aussehen: Während in Laboren viele Menschen in Schutzkleidung miteinander an hochkomplexen Geräten, Materialproben manchmal auch mit Tieren in einer formelhaften Geheimsprache interagieren, gleicht die materiale Arbeitswelt der Kultur- und Sozialwissenschaftler doch eher einem reizreduzierten Büro auf Amtsfloren; in denen in der Regel allein oder zu zweit in Alltagskleidung am Schreibtisch gesessen wird.

7. Von Transnationalismus und Postkolonialismus-Theorien inspirierte Studien zum Islam wissen das und erfreulicherweise wird ihnen mittlerweile in der Fachwelt auch Rechnung getragen; z. B. gibt es im Transcript-Verlag, einem der zentralen sozialwissenschaftlichen Fachverlage eine eigene Reihe zum Globalen und Lokalen Islam. Vgl. www.transcript-verlag.de.

8. Beide Gruppen habe ich gemeinsam mit meinem Kollegen Dr. Markus Gamper in der Vergangenheit beforscht. Vgl. exemplarisch zum islamischen Feminismus: Gamper 2011 und zum populären Pilgerwesen unsere Projekthomepage: www.pilgern.eu.

9. Vgl. hierzu www.dfg.de.